5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger
für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Buchhändlerstraße 12 bis 14 bezw. Böllbergasse 1. Filialgeschäft für Verlag, Expedition und Druckerei: Buchhändlerstraße; für Redaktion: Böllbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218, Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 212. — Postscheckkonten: Thüringer Postscheckamt 34 (Tel. Nr. 1555) und Leipzig, Postscheckamt 7, in Elsterwerda (Tel. Nr. 1465). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Faßl in Halle S.

Nummer 120 | Halle a. S., Sonntag, den 20. Dezember | 1914

Weitere Erfolge der Oesterreicher.

Wien, 19. Dezember. Amtlich wird verlautbart: Unsere über die Linie Krosno—Zakliczyn vorgerückten Kräfte trafen gestern neuerdings auf starken Widerstand. Auch am unteren Dunajec wird heftig gekämpft. Die russischen Nachhuten, die am Westufer des Flusses zäh standhielten, sind dort vollständig vertrieben.

In Südpolen kam es zu Verfolgungsgefechten. Der Feind wurde ausnahmslos geworfen. Unsere schon vorgestern abend in Jedrzejow (Andrejew) eingedrungene Kavallerie erreichte die Nida. Weiter nordwestlich überschritten die verbündeten Truppen die Pilica.

In den Karpathen hat sich, von kleineren, für unsere Waffen günstig verlaufenen Gefechten abgesehen, nichts ereignet.

Die Ausfalltruppen von Przemysl rückten nach Erfüllung ihrer Aufgabe, vom Gegner unbelästigt, unter Mitnahme einiger hundert Gefangener wieder in die Festung ein. (W. T. B.)

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes v. Hoefer, Generalmajor.

Deutscher Flieger über Dünkirchen.

Amsterdam, 19. Dezbr. „Daily Mail" meldet aus Dünkirchen: Der Kampf um Nieuport dauerte heute, Donnerstag, den ganzen Tag ungeschwächt an. Die Deutschen griffen im Laufe des Tages Ramscapelle und Pervise von neuem an. Eine deutsche Albatrostaube überflog heute Dünkirchen und ließ einen Brief an die Aviatiker Frankreichs niederfallen. Der Brief stammt von einem französischen, durch die Deutschen gefangenen Flieger. (B. Z.)

Die Verfolgungskämpfe in Galizien.

Budapest, 19. Dezember. Aus Munkacs wird berichtet: Unter dem Mantel der Nacht haben die Russen ihren gestern begonnenen Rückzug fortgesetzt. Beim Morgengrauen erreichte eine ihrer Kolonnen Ulmamezae, eine andere Felsae und Gereben. Da aber unsere Truppen ihnen auf dem Fuße folgten, mußten sie auch diese Linie aufgeben. Ueberall findet man Spuren unseres eigenen Vordringens. Eine der feindlichen Kolonnen hat Vieh geräumt und zieht nördlich davon. Der russische Rückzug ging ohne Gefecht vor sich, was unsere Erfolge illustriert. Eine Kolonne der russischen Armeen steht bei Bezersallas am Verecker Paß, eine andere bei Szolyva. Szolyva ist von den Russen geräumt worden. Unsere Truppen sind dort einmarschiert. Beide russische Einbruchskolonnen sind auf dem Rückzuge. (L.-A.)

Oesterreichische Flieger über Cetinje.

Pest, 19. Dezember. Meldungen aus Cetinje zufolge wurden in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember von österreichischen Militärfliegern neuerdings Bomben auf Cetinje geworfen, die starken Sachschaden anrichteten und wodurch auch mehrere Personen getötet und verwundet wurden. (D. T.)

Die Kämpfe um Nieuport.

Amsterdam, 19. Dezember. Der belgische Kriegskorrespondent der „Tyd" meldet: Die Tätigkeit der französisch-belgischen Truppen bei Nieuport, in Verbindung mit der Beschießung von Westende durch die englischen Kriegsschiffe, hatte ein doppeltes Ziel: 1. die Gewinnung von Terrain. 2. war beabsichtigt, die Verteidigung dadurch zu erleichtern, damit das Vordringen der Deutschen bei Nieuport verhindert würde. Die Deutschen haben nämlich regelmäßig und nach einem tüchtigen Plan die Küste immer mehr verstärkt und sind allmählich in der Richtung Nieuport vorgedrungen. Man sah die Gefahr, daß sie mit ihren Küstenbatterien Nieuport immer näher kommen würden und deshalb erfolgte vor einigen Wochen der belgische Angriff auf Lombartyde, und deshalb auch die letzte gemeinschaftliche Offensive der Belgier und Franzosen. Es muß Lust gemacht werden vor Nieuport, sagte ein Offizier. Die Deutschen versuchten durch Gegenangriffe bei St. Joris, die Vorwärtsbewegungen der Verbündeten zu verhindern. St. Joris blieb jedoch in den Händen der Verbündeten. Boden wurde gewonnen nordöstlich bei Klein-Zillebeke und auch in westlicher Richtung, während unsere Offensive bei St. Eloi nur geringen Erfolg zu verzeichnen hatte. (B. T.)

Die starken deutschen Küstenbefestigungen.

Amsterdam, 19. Dezember. Aus Sluis wird gemeldet: Die Zahl der Soldaten, die die Küste von Ostende bis zur holländischen Grenze besetzen, wird auf 20 000 geschätzt. Ueberall in den Dünen sind Batterien aufgestellt, und dahinter liegen längere Reihen Laufgräben, die wieder durch Batterien, die ungefähr einen Kilometer auseinander stehen, geschützt werden. Die Deutschen haben die Küste so kräftig verstärkt, weil sie nicht nur einem neuen Bombardement vom Meere aus begegnen, sondern auch eine möglicherweise versuchte Landung englischer Truppen verhindern wollen. (B. T.)

Die letzte Rettung.

* **Rom**, 19. Dezember. Die „Stampa" erfährt von angeblich erster eingeweihter Stelle: Die Verbündeten hoffen, Mitte Januar Frankreich und Ende Januar Belgien von den Deutschen gesäubert zu haben und das deutsche Heer nach Deutschland zurückzudrängen. (!) Um dies zu erreichen, wollen die Verbündeten außer der Million Kitcheners und den Kontingenten der britischen Kolonien neue Heere von Indiern, nötigenfalls auch eine halbe Million Japaner auf den westlichen Kriegsschauplatz werfen. Die Verhandlungen mit Japan seien bereits abgeschlossen. (B. T.)

Garibaldi geht zur Front ab.

Mailand, 19. Dezember. Das erste französische Freundenregiment mit italienischen Freiwilligen unter Peppino Garibaldi geht nunmehr zur Front ab. (N. Z.)

Aufgebot des Rekrutenjahrganges 1915 in Rußland.

Sofia, 19. Dezember. Nach russischen Zeitungsmeldungen sieht sich Rußland gezwungen, wegen Mangels an weiteren Reserven demnächst den Rekrutenjahrgang 1915 einzuberufen.

Daß sogar Rußland mit seinem reichen Material an ausgebildeten Mannschaften zu diesem Schritt gezwungen ist, zeigt, wie hoch die Verluste in den letzten Kämpfen gewesen sind, läßt zugleich aber auch die feste Absicht erkennen, den Widerstand noch weiter fortzuführen. Das Rekrutenkontingent betrug 1912-1913 je 455 000 Mann und 1914 585 000 Mann, einschließlich der für die Grenzwache und die Flotte bestimmten Mannschaften.

Die revolutionäre Bewegung in Rußland.

Wien, 19. Dezember. Es wird gemeldet, daß die Petersburger Konferenz der sozialdemokratischen Duma-Abgeordneten über eine Tagesordnung beriet, in der es heißen sollte, daß die Zertrümmerung des zarischen Imperialismus und dessen Armee das kleinere Uebel wäre. Daher müßten die Sozialdemokraten unter den Truppen überall in Rußland aufklärend arbeiten und ein. Revolution der Armee gegen das Zarentum hervorrufen. Daran anschließend wurde die Bildung einer Organisation zu einer revolutionären Propaganda in der Armee beraten. Diesen Plänen hat die Verhaftung der sozialdemokratischen Dumaabgeordneten keinen Abbruch getan, da die Beschlüsse der Abgeordneten bereits zur Kenntnis der sozialistischen Organisationen gelangt waren. Einstweilen sorgen die russischen Militärbehörden durch die strengste Zensurierung der Feldpostbriefe dafür, daß keinerlei revolutionäre Briefe und Druckfachen zu den Truppen an die Front gelangen können. (D. T.)

Rußlands finnische Politik bankerott.

Stockholm, 19. Dezember. Mehrere Stockholmer Zeitungen bringen heute einen Brief aus Finnland über Rußlands finnische Politik. Zum Schluß heißt es: Rußlands finnische Politik hat zu Rußlands eigenem Schaden bankrott gemacht, denn das tief gekränkte Finnland hat Rußland nie ferner gestanden als in dieser Stunde. (D. T.)

Russische Sondermission in Rumänien.

Bukarest, 19. Dezember. Einer Meldung des „Universul" zufolge ist der russische Dampfer „Bulgaria" mit dem russischen Generalstabsobersten und kaiserlichen Flügeladjutanten und dem Kapitän Mayer an Bord im Hafen von Tulcea eingetroffen. Sie sind mit dem Nachmittags-Schnellzug nach Bukarest weiter gereist, angeblich in einer Spezialmission, der man nach Petersburger Meldungen in russischen politischen Kreisen große Bedeutung beilegt. (D. T.)

Die englische Spionenfurcht.

London, 19. Dezember. Die Polizei von East Riding in Yorkshire gibt bekannt, daß die Patrouillen Befehl haben, auf alle Personen zu schießen, die Lichtsignale geben oder Lichtzeichen, die von See aus gesehen werden können. (W. T. B.)

Englische Schiffsverluste bei den Falklandinseln.

Rotterdam, 19. Dezember. Wie die Londoner „Daily News" aus Newyork berichtet, bestätigt es sich nach den Mitteilungen der dortigen Presse, daß die englische Flotte im Seegefecht bei den Falklandinseln Verluste erlitten hat. Drei englische Schiffe wurden beschädigt und sind gegenwärtig dienstuntauglich. (N. Z.)

Ein englischer Dampfer gesunken.

London, 19. Dezember. Der Glasgower Dampfer „Princeß Olga" stieß Mittwoch nacht auf dem Wege von Liverpool nach Aberdeen auf eine Mine und sank 2½ Stunden später. Die Mannschaft wurde gerettet.

Die englisch-indischen Truppen von den Senussi geschlagen.

Bern, 19. Dezember. 40 000 Senussi schlugen die indischen Truppen an der ägyptischen Westgrenze, erbeuteten Maschinengewehre und Proviant und drangen bis östlich der Oase Siwa vor. 20 000 Senussi eroberten Kantara. Die Mohammedaner unter den ägyptischen Grenztruppen gingen zu den Senussi über. 80 000 Sudanesen gehen siegreich gegen Khartum vor. Die Indier, die nach Eroberung der südlichen ägyptischen Grenzposten den Sudanesen entgegengesandt wurden, meuterten. (D. T.)

Die Verletzung der persischen Neutralität durch Rußland.

Konstantinopel, 19. Dezember. Gegenüber dem Vorwurf eines auswärtigen Blattes, daß die Türkei durch die Besetzung von Saudschbulak die Neutralität Persiens verletzt habe, wird hier amtlich darauf hingewiesen, daß Rußland, das übrigens schon lange Aserbeidschan besetzt hielt, zuerst Truppen nördlich von Urmia versammelte und damit nach Sarai vorrückte, so daß die persische Neutralität zuerst durch Rußland verletzt wurde. Die Besatzung von Saudschbulak war lediglich eine Gegenbewegung der Türkei gegen Rußland, dessen Truppen diese Stadt besetzt hielten.

Der Dreikönigstag in Malmö.

Malmö, 19. Dezember. Nach dem gestrigen Festprogramm war der heutige Tag fast ausschließlich den Verhandlungen gewidmet. Nur ein feierlicher Gottesdienst um 10 Uhr in der St. Petrikirche, der eine knappe Stunde dauerte, ging voraus. Dann fuhren die drei Könige und die Minister nach dem Landshövdings-Gebäude, wo die Beratungen sofort begannen. Um 1 Uhr fand ein großes Frühstück statt, und dann nahmen die Konferenzen, teils getrennt, teils gemeinsam, wieder ihren Fortgang. Am Abend gab König Gustav von Schweden ein Abschiedsdiner für seine Gäste und kurz darauf reisten die drei Könige ab. (B. T.)

Das Ergebnis der Zusammenkunft:
Ein altskandinavischer Convoy.

Malmö, 19. Dezember. Ueber das Ergebnis der Dreikönigs-Zusammenkunft wird eine gleichlautende amtliche Mitteilung erst herausgegeben, wenn die drei Monarchen wieder in ihre Hauptstädte zurückgekehrt sind. In hiesigen unterrichteten Kreisen ist man der Ansicht, daß gerade ein Nichteingehen auf die Eingeladenen sowohl in den drei beteiligten Königreichen wie im übrigen neutralen Auslande hauptsächlich auf die kriegführenden Parteien einen großen moralischen Eindruck machen wird. Im übrigen verlautet hier, daß man einen altskandinavischen Convoy einrichten will, d. h. die Kauffahrteischiffe sollen von einem Kriegsschiff eines beliebigen der drei Staaten begleitet werden. Die Kriegführenden würden dann nicht mehr das Untersuchungsrecht haben. Andererseits soll die Tatsache der Begleitung durch die Kriegsschiffe dafür bürgen, daß die Waren für neutrale Zwecke bestimmt sind. Auf diese Weise würden die skandinavischen Länder Baumwolle, Leinsamen und andere amerikanische Waren erhalten, ohne den englischen Schikanen ausgesetzt zu sein. (Voss. Ztg.)

Der Bericht des Großen Hauptquartiers vom 19. Dezember.

(W. T. B.) **Großes Hauptquartier, 19. Dezember, vormittags. Im Westen erfolgte gestern eine Reihe von Angriffen. Bei Nieuport, Bixschote und nördlich La Bassée wird noch gekämpft. Westlich Lens, östlich Albert und westlich Noyon wurden die Angriffe abgewiesen.**

An der ostpreußischen Grenze wurde ein russischer Kavallerieangriff westlich Pillkallen zurückgewiesen.

In Polen wurde die Verfolgung fortgesetzt. Oberste Heeresleitung.

Die Zahl unserer orientalischen Bundesgenossen.

Von Privatdozent Dr. **Albrecht Wirth.**

Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß es auf die Kämpfe außerhalb Europas wenig ankomme, daß die Entscheidung doch an der West- und Ostgrenze Deutschlands wie Oesterreichs, kurz, daß sie in Mitteleuropa falle. Das mag in der Hauptsache richtig sein; aber es wäre verkehrt, die Entlastung durch auswärtige Kämpfe zu unterschätzen, abgesehen davon, daß die Türken, wenn sie halbwegs Erfolg haben, auch auf den europäischen Schlachtfeldern erscheinen können. Der Abfall Indiens, eine Invasion Kanadas, der Unabhängigkeitskampf in Südafrika, Wirren auf Irland würden schon ins Gewicht fallen. Vor allem aber käme eine Besetzung Aegyptens gar sehr in Betracht; es gibt sogar Leute, die da meinen, eine türkisch-deutsche Besetzung Aegyptens bedeute das Ende des Krieges. In jedem Falle aber sind die Krieger, deren Kraft durch den Heiligen Krieg entfesselt wird, an Zahl nichts weniger als unbedeutend.

Das türkische Heer, das jetzt für die nächsten Kämpfe verfügbar ist, wird auf 550 000 Mann und sogar noch weniger geschätzt. Von einem hochstehenden osmanischen Politiker erfahre ich jedoch, daß man die Zahl auf 1,2 Millionen bemessen darf. Bei einer Gesamtbevölkerung des Reiches, die ich auf 23 Millionen veranschlagen würde, wären das ungefähr 5%. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß die Christen mehr oder weniger ausgeschaltet sind. So würde der Bruchteil auf 8 bis 9% steigen. Das ist durchaus denkbar, wenn man erwägt, daß die Serben 12%, die Montenegriner 14% und die Preußen im Jahre 1813 sogar 17% der Bevölkerung mobil gemacht haben. Beiläufig, man male sich nur einmal aus, welche Furcht unsere Feinde befallen würde, wenn wir das Beispiel von 1813 nachahmen wollten: dann stünden elf Millionen Deutsche auf den Beinen. Davon ist ja freilich nicht die Rede; wie gesagt, dies nur beiläufig! Jedoch zu den Türken zurückkehrend, ist sofort zuzufügen, daß bei obiger Schätzung die irregulären Truppen, als da sind die kurdischen Hamidieh-Regimenter und die mesopotamischen Araber, nicht mitgerechnet wurden. Man kann sie ohne weiteres auf 200 000 Mann veranschlagen. Dazu kämen die Beduinen Inner-Arabiens und der Sinai-Halbinsel die sämtlich vor Kriegslust brennen.

Gehen wir jetzt zu Nordafrika über, so ist da zunächst in Aegypten allerdings nicht zu leugnen, daß die Fellachen und Kopten kein kriegstüchtiges Element darstellen und kaum mitzählen. Wohl aber die zahlreichen Beduinen zwischen den Fruchtgeländen am Nil und dem Roten Meere, sowie zwischen dem Nil und der Cyrenaika, welch letztere ja der Oberscheich der Senussi selbst zum Kriege aufgefordert hat, und nicht minder die Stämme am oberen Nil, die meist zu der Nuba-Rasse gehören, wie die langbeinigen Dinkha und Schilluk. Die Waffenfähigen aus diesen drei Gebieten könnten wohl bis zu Hunderttausend betragen und mehr. In Tunis und Algerien beläuft sich die Gesamtbevölkerung auf 7½ Millionen. Die Bewohner sind fast alle auf dem platten Lande Mohammedaner. Waffenfähig ist so ziemlich jeder fünfte oder sechste Mensch; es kommt indes weniger auf die Tüchtigkeit und Bereitwilligkeit, als auf die Menge der verfügbaren Gewehre und Munition an; auf Drill und taktische Einübung müßte allerdings verzichtet werden. Wenn man im Rahmen solcher Einschränkungen eine Schätzung wagen will, so darf man eine halbe Million nennen. Die Mehrzahl würde natürlich nicht gegen Aegypten verwendet werden, zumal ja bei den geringen Wasservorräten der Wüste ein Transport solcher Truppenmassen schon unmöglich ist, sondern gegen die französischen Garnisonen in Nordafrika. Endlich Marokko! Die Bevölkerung wird von den einen mit sechs, von den anderen mit 13, von dritten sogar mit 21 Millionen angenommen. Ungefähr 60 000 Marokkaner haben von neuzeitlicher Kampfart einen mehr oder weniger bestimmten Begriff; auch sind Zehntausende schon nach den Gefilden Frankreichs verschleppt worden. Daß trotzdem der Gefechtswert der Zurückgebliebenen nicht ganz gering zu veranschlagen ist, beweist der bereits geglückte Angriff auf den wichtigen Kreuzpunkt Tesa (Tazza) und das Unternehmen gegen Tanger, und beweist nicht minder der Entschluß der Franzosen, das ganze Innere aufzugeben und sich lediglich auf Rabat und Casablanca und die anderen Hafenplätze zu beschränken. Der Sus mit dem sagenberühmten Agadir und der ganze Atlas sind schon in hellem Aufruhr. Fes und Marakesch werden sich auch nicht mehr lange halten. Mit einer halben Million Krieger werden wir die Leistungsfähigkeit Marokkos eher unter- als überschätzt haben, sobald einmal durch das Bekanntwerden des Heiligen Krieges der Volksgeist sowohl bei den Berbern als auch bei den Arabern gründlich erregt ist. Summe für ganz Nordafrika: 1,1 Millionen. Dazu stießen ferner die mohammedanischen Stämme des Sudans und Ostafrikas; doch würden diese Horden für den Weltkrieg nicht allzu sehr in Betracht kommen, außer im ägyptischen Sudan, wo ein zweiter Fall Karthums doch nicht unbeträchtlich mithelfen würde, die Gesamtstellung der Engländer zu erschüttern. Niederlagen der Franzosen im Westsudan und an der Guineaküste würden dagegen fast ohne Bedeutung auf die Gesamtlage bleiben. Wir wollen daher nur die mohammedanischen Krieger hier berücksichtigen, die zur Losreißung Darfurs, Cordovans, von Wadelai und der Nachbarschaft von Karthum helfen könnten; das wären immerhin an die zwei- bis dreihunderttausend Mann.

In Asien rührt es sich außer in der Türkei auch in Persien und Afghanistan. Ganz Iran, wozu auch Belutschistan zu rechnen wäre, zählt annähernd 15 Millionen Einwohner, fast ausnahmslos Anhänger des Propheten. Ihr Gefechtswert ist sehr verschieden; besonders der der eigentlichen Perser ist gering, dagegen der der Pathan oder Afghanen sehr groß. Für richtige Schlachten würden sich von den eigentlichen Persern wohl kaum mehr als hunderttausend Mann hergeben, zum Beutemachen aber und zum völligen Vernichten des schon geschlagenen Feindes eine Million und mehr. Es ist also da recht schwer, eine angemessene Durchschnittsziffer zu erraten. Ebenso mißlich ist es, die mutmaßlichen Streitkräfte der Inder zu ermessen. Es gibt nahezu 70 Millionen Mohammedaner in Indien; es wäre jedoch Torheit zu glauben, daß diese alle losschlagen, geschweige denn, daß sie nach einem einheitlichen Plane handeln würden. Es wird eben am besten sein, diese östlicheren Verhältnisse einstweilen im dunkeln zu lassen. Mit größerer Sicherheit kann man von den 2½ Millionen des Kaukasus und Transkaukasiens reden, sowie von den 9 Millionen Turkestaniern, und den zwei Millionen Kirgisen Innerasiens: diese alle sind, mit einziger Ausnahme der stadtgewohnten Sarten, geborene Krieger, und können leichtlich eine Million ins Feld stellen. Alles in allem wären daher, mäßig geschätzt, dreieinhalb Millionen mohammedanischer Krieger als Helfer Deutschlands in dem Weltkriege anzusprechen. Dazu kämen vielleicht noch Moslime Chinas, das ja ohnehin in jüngster Zeit eine feindselige Haltung gegenüber unseren Gegnern einzunehmen begonnen hat. Die Zahl der mohammedanischen Chinesen wird auf 20 bis 30 Millionen geschätzt.

Zum Vorstoß gegen die englische Küste.

Zur Richtigstellung eines englischen Berichts.

Berlin, 19. Dezember. Der amtliche englische Zeitungsdienst von Poldhu behauptet, bei der Meldung über den Vorstoß der deutschen Kreuzer gegen die Ostküste Englands, daß weder Scarborough noch Whitby befestigte Plätze seien, und fährt dann weiter fort, daß die deutschen Schiffe ihre Geschosse ausschließlich auf Kirchen, Gasthöfe und Privathäuser gerichtet und somit die Vereinbarungen der Haager Konvention übertreten hätten.

Weder die erste Behauptung noch die zweite Unterstellung treffen zu. Scarborough ist ein befestigter Platz und in Whitby wurden nur die Küstenwacht und die Funkenspruchstation beschossen, was völkerrechtlich vollkommen zulässig ist, da es sich nur um eine der feindlichen Kriegsführung dienende Anlage handelt. Von einer Uebertretung der Haager Konvention, wie der Bericht glauben machen will, ist daher keine Rede.

Wenig Glauben im Ausland, für das der Poldhubericht doch ausschließlich zugeschnitten ist, wird auch die Meldung finden, daß die Engländer außer dem Verlust an Menschenleben nur die Geschwindigkeit zu bedauern haben, mit der sich die deutschen Schiffe beim Erscheinen englischer Torpedobootszerstörer zurückgezogen haben, und daß es unmöglich erscheine, die deutschen Schiffe zu bewegen, sich mit den englischen in der Nordsee in ein Gefecht einzulassen.

Von der deutschen Bucht nach der englischen Ostküste und zurück führt der Weg bekanntlich zweimal quer durch die Nordsee. Da nun in den letzten sechs Wochen deutsche Kriegsschiffe zweimal an der englischen Küste gewesen sind, war den Engländern viermal Gelegenheit geboten, mit den Deutschen in der Nordsee zusammenzutreffen. Da sie diese, nach den amtlichen englischen Zeitungsberichten ihnen sehr erwünschte Gelegenheit jedesmal verpaßt haben, daraus kann man doch wahrlich Deutschland keinen Vorwurf machen, um so weniger, als die Flotte Mister Churchill der Mühe enthoben hat, sie wie Ratten auszugraben. (W. T. B.)

Der Krieg als Erzieher.

(Aus den Schützengräben nördlich Soissons.)

... Bis zum Feldgottesdienst ist gerade noch ein wenig Zeit zum Plaudern. Die harte Schule, in der wir uns draußen befinden, hat uns ordentlich zusammengerüttelt und umgewandelt. Mancher wohl hat die Hände wieder falten gelernt, und wenn man nach einer Predigt unseres ganz einzigen Kirchenrats ... die Kompagnie an sich vorüberziehen läßt, dann sehen die Gesichter der bärtigen Reserve- und Landwehrleute anders aus als daheim nach dem Kirchgang: alles andere als verschlafen. Von 210 Mann meldeten sich neulich 170 freiwillig zum Abendmahle, und das kleine katholische Dorfkirchlein faßte nur den dritten Teil derer, die gekommen waren.

Wohltuend glättet die Gefahr, der wir alle hier gleich nahe stehen, jeden unnützen Standesunterschied, und der Sproß aus edlem Hause ruht unter demselben Baum im letzten Schlummer aus wie der einfache Grenadier. In den langen bangen Stunden, vorn in der Schützenlinie, wenn der Tod durch die Reihen schreitet, da gilt nur der Kamerad, und der eine vertraut dem andern an, was ihm das Herz bewegt. Da entpuppt sich der verschrienste Radikalist als die treueste Seele und aufopferungsfreudiger Kamerad mit einem so weichen, schlichten Herzen. Der Dr. jur. in der Kompagnie, der es früher nur zu den Gefreitenknöpfen brachte, der verhauenste Studio, den man sich denken kann, er freut sich, daß er zu den Schläger- und Säbelnarben den Kopfstreifschuß erhält, und meint: Wie schade wäre es gewesen, wenn ein Verheirateter oder gar Familienvater sonst an seiner Stelle in Gefahr gekommen wäre? Im Lazarett windet er Kränze auf die frischen Gräber, stellt Blumen und Zweige an die Krankenbetten, schreibt und beantwortet Karten und Briefe für die, welche die Feder nicht zu führen vermögen, und verjagt mit lustigen Schwänken aus Schul- und Studienzeit den Leidenden Schmerzen und Langeweile.

Degradierte und Vorbestrafte haben zu Ausbruch des Krieges einen dicken Strich unter die Vergangenheit ziehen können, und man sieht es den strahlenden Augen an, wie gerade sie über jedes Wort der Anerkennung stolz sind und dankbar mehr noch als ihre Pflicht zu tun sich mühen dafür, daß das „Alte" vergessen ist ... Zu tun gibt es auch heute hinter der Schützenlinie genug, und wie in einem Taubenschlage geht es, weil der neue Stiefel sich von der großen Bagage holen, jener einen Bruder in der Nähe besuchen möchte; Ordonnanzen bringen Befehle über Befehle, der Feldwebel möchte die Mappe voll Unterschriften haben, Eingaben ans Bataillon und Regiment sind zu machen, wohl ein Dutzend Listen sind zu führen, und neuerdings müssen die Liebesgaben von daheim gerecht verteilt werden. Ja, fast ist man vorn in der Stellung vom Feind weniger behelligt, nicht so geplagt. Aber Ruhe gibt es auch dort nur wenig: da kommen Meldungen über den Feind, die nachgeprüft und weitergegeben werden wollen; da hat man fortwährend nach dem Rechten zu sehen, daß die Schanzarbeiten so ausgeführt werden, wie es nötig ist, daß alles in Deckung geht, wenn ein Flieger heranschnarrt, der sonst sofort die feindliche Artillerie auf uns hetzen würde. Die Sorge, wenn Schrapnells und Granaten sauchend und krachend sich in nächster Nähe breitmachen: „Wird jemand getroffen worden sein?" Und wenn des Nachts einstündig die Patrouillen und Posten, die gegen den Feind vorgeschoben sind, sich ablösen, und wenn die neue Nummer der Ablösung hinaushuscht in die Dunkelheit, da lauscht man erregt, ob auch kein Schuß fällt, ob ein französisches oder deutsches Gewehr ihn abgegeben hat, ob der Tod in den Reihen des Feindes auf der Lauer gestanden hat.

Der Gottesdienst ist vorüber; nicht einmal dabei ist man sicher: den Granaten kann man ja nicht weiter aus dem Wege gehen — Inschallah! aber die Leute haben Instruktion, daß der Gottesdienst unterbrochen würde, falls feindliche Flieger kämen: „Hinlegen, nicht rühren!" Nun soll gleich Appell in Eisernen Portionen, Anzug und Gewehrdurchsicht stattfinden ...

Der Kamerad.

In Nr. 7 der in Laon erscheinenden Kriegszeitung finden wir folgende warmherzige Betrachtung: Wir Deutsche singen gern. Es scheint, als ob unsere Seele in Stunden tiefster Bewegung erst Ruhe fände, wenn wir unsern Schmerz, unsere Freude im Liede ausgedrückt! Ich ging neulich an einem Lazarett vorüber. Die Kranken sangen. Junge Kriegsfreiwillige gingen unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" zum Sturm vor; so lasen wir in dem amtlichen Bericht, und wir schämten uns der Träne nicht, die sich uns dabei ins Auge stahl. Unsere Soldatenlieder sind verschieden, je nach der Gegend, der wir entstammen, je nach dem Alter, in dem wir stehen. Der Freiwillige singt mehr Kriegslieder, der alte Landwehrmann mehr Heimatlieder. Aber ein Lied singen wir alle, ob jung, ob alt: Ich hatt' einen Kameraden. Das ist das Lied des deutschen Soldaten, das Lied der Kameradschaft, das Lied der Treue. Und es ist das Lied des Krieges! Was wußten wir im Frieden, was ein Kamerad ist! Jetzt wissen wir's alle. Der Kamerad ist der Bruder, der mit uns den letzten Bissen teilt; der Kamerad ist der Freund, der uns warnt, der uns ansport, der mit uns in stillen Stunden von der Heimat träumt. Und der Kamerad ist der Vater, der uns verwundet mit starkem Arm aus dem Gefecht trägt, uns sorgsam bettet wie ein Kind, und uns, wenn's sein muß, die Augen zudrückt zum ewigen Schlummer. Darum klingt uns auch kein Wort so traut, so weich wie das Wort „Kamerad". Und doch: kein Wort so hart, so stählern für einen rechten deutschen Soldaten, kein Wort, das solche Kraft von sich ausstrahlte wie das Wort „Kamerad". Ja, sprich es nachdenklich aus, dieses einfache Wort, und du wirst — so du ein rechter Deutscher bist — erschauernd die Tiefe fühlen, die in ihm steckt. Du siehst nicht nur vor dir die Hunderttausende, die jetzt ausgezogen sind zu Deutschlands Schutz und Deutschlands Ehre. Du siehst im Geiste auch all die Millionen, die früher Haus und Hof und Weib und Kind verließen, zum Schutz des deutschen Herdes, der deutschen Scholle; längst tot, und doch so lebendig, eine stolze, eine unabsehbare Schar — und alle Kameraden! Du siehst die Sturmkolonnen von Spichern und Wörth, hörst die brausenden Hurrarufe der Helden von Vionville, siehst die zerschossene Fahne unter dem Berg von Leichen der Sieger von Gravelotte. Und weiter blickst du. In die Zeit der Freiheitskriege. Und du siehst Kopf an Kopf, Männer und Frauen, ihr Geld, ihren Trauring, ihr Haar, ihr Leben, alles opfern fürs Vaterland. Und Fichte grüßt dich mit ernstem Neigen, und der Kraftgesang von Ernst Moritz Arndt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, — Der wollte keine Knechte", umbraust dich. Und Lützows wilde verwegene Jagd stürmt an dir vorüber. Und ganz weit in der Ferne der alte Fritz mit seinen Grenadieren, und die Sieger von Roßbach, und die frommen Kämpfer von Leuthen — und alle Kameraden! Und du fühlst auf einmal, wie du es vielleicht noch nie gefühlt, was es heißt, ein Deutscher zu sein; fühlst aber auch die ganze lastende Schwere, ein Hüter ihres Erbes, ein Kamerad solcher Kameraden zu sein! Und ein eiserner Wille faßt dich, ihrer wert zu werden. Und ein Gedanke beseelt dich, zu siegen, oder aber so zu sterben, daß du die Grabinschrift dir verdienst, die man auf jedes ihrer Gräber setzen könnte, und die den höchsten Stolz eines rechten deutschen Soldaten bildet:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.

Der erste Patrouillenritt ins Russische.

Die Erzählung eines Reiteroffiziers.

Unser nach dem Osten entsandter, vom Großen Generalstab genehmigter Kriegsberichterstatter, Herr Rudolf von Koschützki, schickt uns aus dem Hauptquartier im Osten folgenden Bericht vom 15. Dezember 1914:

Aus dem Hauptquartier im Osten, 15. Dezember.

Unter den vielen Kriegern aller Rangstufen und Truppengattungen, die ich in diesem Kriege bisher kennen lernte, waren nur ganz wenige, die ihre Erlebnisse so anschaulich erzählten, daß man sie schriftlich wiedergeben könnte. Viele sind erstaunt, daß es überhaupt etwas zu schreiben gibt, was nicht schon in den W. T. B.-Telegrammen steht. Es sei doch fast ein Tag wie der andere und alle erlebten im großen Ganzen das gleiche. Mancher hat wohl etwas Besonderes erlebt und ist sich dessen auch bewußt, er spricht aber nicht davon, am wenigsten zu einem Berichterstatter. Er ist geradezu entsetzt, daß ausgerechnet „seine Schandtaten", wie er sich ausdrückt, in die Zeitung kommen könnten. Es bedarf dann einer wahren Rabenschlauheit, um einem solchen sein Erlebnis zu entlocken. Man muß darauf pirschen, wie ein Jäger auf ein seltenes Wild. Aber gerade das Erlebnis des Einzelnen, was er erlebt und wie es sich in seiner Seele spiegelt, erscheint mir reizvoller und tiefer in das Wesen des Krieges hineinführend, als die Massenbewegungen der Heere, die letzten Endes doch nur dadurch eine Bedeutung erhalten, daß sie ungezählten Einzelnen im Felde und daheim zu einem großen individuellen Erlebnis werden.

Als ich das letzte Mal für einige Tage an der Kampflinie weilte, sah ich einen jungen Reiteroffizier wieder, den ich hinter Bakalotzewo während eines Gefechts kennen gelernt und seitdem öfter wiedergesehen hatte. Ich wußte, daß er eine Reihe der tollsten Erkundungsritte bis weit hinter die feindlichen Linien gemacht hatte und versuchte zuweilen das Gespräch darauf zu bringen: Er sprang dann mitten in ein solches Erlebnis hinein. Man sah einen Streifen Feld aufblitzen, einen Waldrand, eine feindliche Patrouille und schwapp — ging der Vorhang wieder herunter, so daß mir zumute war, als segle ich über zerrissenem Gewölk hin, das mir immer die Aussicht versperrte, wenn ich die Gegend genauer anschauen wollte. Versuchte ich, ihn bei dem Waldrande festzuhalten, so tat er einen tiefen Zug aus seiner Zigarre, sagte, „Ich rede nicht gern von mir," und sah mich verschmitzt aus den Augenwinkeln an, mit einem Ausdruck wie seine braune Stute, die immer lustig hintenausfeuert, wenn ein Auto oder **sonst etwas Brennendes an ihr vorüber kommt. Keine List wollte helfen und ich dachte schon, ich würde unverrichteter Dinge — was den Reitersmann betrifft — diesen Teil der Front wieder verlassen, als ich am letzten Abend vor der Türe meiner Höhle stand und in die Rabenfinsternis hineinblickte, aus der ein fortwährendes Geknatter von den russischen Schützengräben herüberklang. Plötzlich dröhnten zwei Schüsse aus un**seren schweren Geschützen auf und im nächsten Augenblick verstummte das Geknatter.

„Wie wenn man einen Stein in den Teich wirft, und die Frösche zu quaken aufhören. Guten Abend," sagte eine Stimme dicht neben mir aus der Rabenfinsternis. „Ich bring' Ihnen die russische Proklamation, wenn es Ihnen recht ist." Es war der Reiterleutnant. Wir machten einen Tee, rauchten Zigaretten und lasen die Proklamation, worauf ich die Pistole auf den Tisch legte und sagte: „Sie sind nun in der Höhle des Löwen. Wenn Sie Wert darauf legen, lebendig hinaus zu kommen, müssen Sie vorher ganz genau und der Reihe nach Ihren ersten Patrouillenritt erzählen, wobei ich mir ausmache, den Galopp Ihrer Rede so oft aufzuhalten, als mir ein Rain oder eine Brücke nicht ganz greifbar vor Augen steht." Er hatte die Beine von sich gestreckt und sah mich vergnügt von unten her an, wieder mit dem Blick seiner braunen Stute, wenn sie lustig mit den Hinterhufen auspfeffert. Dann sprang er auf und sagte: „Mit der Bedingung, daß unter keinen Umständen irgend jemand auch nur von fern auf den Gedanken kommen kann, daß ich diese Sache erlebt habe. Das muß ganz sicher sein." „Absolut schrapnellsicher!" „Nein," rief er, „bombensicher. Auch eine 42 Zentimeter-Granate darf diesen Unterstand nicht durchschlagen!" „Gut, also bombensicher. aber dann seien Sie nur tapfer im leugnen. Es gibt böse Menschen, die auf den Strauch schlagen."

Wir gossen einen neuen Tee auf, verschlossen das Fenster gegen die neugierige Nacht und Herr von —r— (ich nenne ihn so, weil gerade dieser Buchstabe in seinem Namen fehlt) begann: „Meine Patrouille war die erste, die bei Ausbruch des Krieges über die russische Grenze kam. Ich hatte acht Mann mit, sollte in Richtung Suwalki erkunden, ob, wieviel und wo russische Truppen im Anmarsch seien. Zwischen ein und zwei Uhr morgens ritten wir los. Der russische Kordon war überall besetzt; ich hatte schon die Tage vorher erkundet, daß nur an einer Stelle ein Durchgang zwischen zwei kleinen Seen frei war. Müssen sie rein vergessen oder übersehen haben. Es ging nur ein schmaler Fußweg im Walde hin. Wir ritten lautlos, einer hinter dem anderen. Die Luft war düsig, der Tau tropfte durch die Dämmerung, die nassen Zweige strichen übers Gesicht. Es war kalt, und ein merkwürdiges Gefühl, das erste Mal gegen den Feind zu reiten, von dem nichts zu sehen war, der aber jeden Augenblick auftauchen konnte. Auf dem schmalen Pfad hätten zwei Mann genügt, uns alle herunter zu knallen. Man hatte auch noch keine Kugel pfeifen gehört. Kurz, es war ein ekliges Gefühl — ja das ist das richtige Wort — wie wenn einem die Hände steif werden. Dann ritten wir durch Matlak. Alles schlief noch und wir wenden uns nach Osten, in der Richtung auf Suwalki.

Jetzt sehen wir die ersten feindlichen Patrouillen und Infanterie-Postierungen an den Brücken. Die meisten erkannten uns nicht. Einer kamen wir zu nahe, kriegten Feuer und verschwanden rasch in einer Senke. Die Gegend dort ist voll von steilen Hügeln und Einschnitten, in denen man leicht Deckung findet — leider auch von Sümpfen, die wie Leimsuden in den Gründen liegen, gerade wo die beste Deckung wäre. Bis Brzebrot waren es immer nur vereinzelte Patrouillen, um die wir uns meist herumlugen konnten. Von Brzebrot an kamen geschlossene Truppenkörper, einer hinter dem anderen. Wir mußten uns abseits halten und bekamen trotzdem viel Feuer und wurden von Kavallerie-Patrouillen gehetzt, denen wir aber immer in dem unsichtigen Gelände entwischten. Dazwischen konnte ich von den Anhöhen mit dem Glase weit ins Land blicken und feststellen, daß mindestens ein Armeekorps im Anzuge war. Der Himmel hatte sich aufgehellt; die Sonne schien, das klamme Gefühl vom Morgen war verschwunden, ich fühlte mich sicher und frei und sah auch meinen Leuten an, daß sie zu allem aufgelegt waren. Wir befanden uns schon auf dem Rückzug, als uns ein paar Patrouillen aufs Korn kriegten und uns in einen Wald hetzten, wo wir uns im Dickicht mehrere Stunden verborgen hielten. Endlich machten wir uns wieder auf die Socken; denn ich sagte mir, je länger wir drinbleiben, desto mehr Russen kriegen wir vor uns. Kaum sind wir draußen, haben wir auch gleich wieder zwei Züge Dragoner im Nacken, von den dritten Schimmeldragonern aus Suwalki. Wir los, was die Gäule laufen können auf Bakalatzewo, kommen glücklich auf die Höhen von Kamonka und die steile Böschung in die Schlucht runter, wo die Wiese sich nach Bakalatzewo herumzieht. Jetzt rüber. Aber bei den ersten Schritten versinken die Pferde im Sumpf. Es ist keine Möglichkeit, hier durchzukommen. Links vor uns ist ein zurückspringender See, rechts haben die Dragoner ausgeholt; die Kerle wußten offenbar, daß wir in der Mausefalle saßen. Es war ein scheußlicher Moment, — der Gedanke, bei der ersten Patrouille gefangen zu werden — pfui Teufel! Wie ich so scharf über die Wiese hinsehe, fällt mir ein schmales Band auf, das sich hier durchschlängelt, kaum zu sehen zwar, aber doch irgend eine Unterbrechung des Grases. An der Böschung hin, darauf zu — bei Gott, ein Kühetritt, auf dem die Dorfkühe zur Weide gehen. Er hielt uns auch; wir kamen alle gut hinüber und die jenseitige Böschung wieder hinauf. Aber oben kommen wir von neuem in einen Sumpf, schmieren hier, arbeiten uns durch, die Gäule am Zügel oder oben, so gut jeder kann, alles im tollsten Feuer: hier verlor ich einen Gefreiten, einen braven Kerl, ohne es gleich zu bemerken — hätt' ihm auch nicht helfen können im Sumpf.

Wir mußten auf Tod und Leben gegen einen Wald anreiten, aus dem wir beschossen wurden. Aber es war die einzige Möglichkeit; weil das Feuer von allen Seiten kam, und auf dem Felde an kein Durchkommen zu denken war. Wir flitzen auch glücklich in den Wald rein und reiten zwischen den Bäumen immer quer durch, bis wir in dem dicken Unterholz unsichtbar werden. Darin haben wir dann übernachtet." „Konnten Sie sich wenigstens hinhauen?" frag' ich in einem Anfall von Schläfrigkeit. „Jawoll — hinhauen!" Herr von —r— lacht verständnisvoll, „wenn die ostpreußischen **Pferde nicht die verdammte Gewohnheit hätten, ihren Gefühlen durch Wiehern Luft zu machen." Er stand auf und hob die gespreizte Hand. „So mußten wir die ganze Nacht vor den Gäulen stehen, um ihnen sofort in die Nüstern zu fassen, sobald sie Miene machten, laut zu werden. Und das geschah fortwährend,** weil sie die russischen Pferde ringsherum witterten. Wenn alles nicht half, gab's als ultima ratio einen „Insterburger", das ist einen Ruck in die Fresse. Es war hundekalt, wir froren wie die Schneider. Dabei hätt' ich heulen können um meinen Gefreiten. Die Leute hatten ihn fallen gesehen, der Gaul war ihm erschossen. Er selbst hatte einen Schuß durch die Schulter und wurde, wie ich drei Monate später von einem alten Juden in Bakalotzewo erfuhr, als erster Gefangener von den Russen eingebracht und soll gut behandelt worden sein.

Als es zu dämmern anfing, schlichen wir uns aus dem Walde und kamen unbemerkt über das Feld. Hinter einer Anhöhe sah ich Rauch aufkreiseln und ließ absitzen, um nachzusehen, was da war. Wir hörten auch bald die Stimmen und guckten schließlich den Leuten auf 50 Schritt in die Töpfe, in denen sie ihr Frühstück kochten. Es war eine starke Infanterie-Postierung vom 107. russischen Schützen-Regiment. Ich konnte deutlich verstehen, was sie miteinander sprachen. Ich wollte ihnen jetzt ein paar blaue Bohnen für ihre Morgensuppe liefern, bevor wir weiterritten und sagte es meinem Gefreiten J., der alle Patrouillen mit mir ritt und ein prächtiger, ruhiger und besonnener Mensch war. Er riet ab. Es könnten mehr Truppen in der Nähe sein und wir mit unserer Meldung nicht heimkommen. Ich wollte die günstige Gelegenheit nicht fahren lassen, J. riet noch dringender ab und ich gab nach. Ich war dann froh darüber, denn als wir in einem Bogen weiterritten, sahen wir das ganze Regiment in einer Bodensenke liegen. Es wäre kein Mann von uns über die Grenze gekommen, wenn wir geschossen hätten. Dann ritten wir an Matlak vorüber, den schmalen Waldweg durch die Seenenge zurück und ich erstattete meine Meldung. Ich habe diesen Weg noch ein paarmal benutzt, bis mich die Russen einmal hineinhetzten und das Loch in den Bogesen bemerkten. Seitdem war es durch einen starken Posten verstopft."

Rudolf v. Koschützki, Kriegsberichterstatter.

Advent 1914.

Die Leute sagen, daß Weihnacht ist ...
Und will mir doch gar nicht so scheinen.
Da les' ich gerade: verwundet, vermißt,
Gefallen. Ich kenne keinen
Davon. Und doch, wenn ich denke dran ..
Verwundet — vermißt — und gefallen — — —
Die Mutter zündet die Kerzen an
Beim Weihnachtsglockenschallen;
Da bringt man das weiße Blatt ins Haus ..
Und sie liest — und begreift nur das Eine: aus!
— — Die Leute sagen daß Weihnacht ist,
Und zünden die festlichen Kerzen — —
Ich lese: gefallen — verwundet — vermißt —
Und denke der weinenden Herzen.

Grete Anton, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191412205/fragment/page=0002

Vom Sanitätsdienst und Roten Kreuz.

Die Tätigkeit unserer Sanitäter im Felde.

(Nach dem Bericht eines Sanitäts-Unteroffiziers.)

Wir hatten auf einem französischen Gutshofe unseren Hauptverbandsplatz aufgeschlagen, einem schönen Obstgarten war unser Wagenpark an Krankenmedizin-, Pack- und Ausbiffswagen für Leichtverwundete aufgestellt. Das Gutshaus selbst war in ein Lazarett mit Operationssaal und Verbandszimmer umgewandelt. In einer Entfernung von etwa einer Stunde tobte den ganzen Tag über ein heftiger Artilleriekampf. Plötzlich schlagen in die friedlichen Granaten auch unmittelbar in unserer Nähe ein, und in aller Hast mußte unser so schön eingerichteter Verbandsplatz wieder abgebrochen werden. Unter der Wucht der einschlagenden Granaten erbebte die Erde, und unsere Pferde waren kaum noch zu halten. Hausboch wurden die Erdmassen von den explodierenden Granaten geschleudert. Bis gegen Abend dauerte das heftige Artilleriefeuer, dann verstummte es plötzlich, wie in der Regel um dieselbe Zeit. Wir erhielten jetzt den Befehl, mit 4 Krankenwagen und 16 Trägern bis dicht an die Schützenlinie vorzugehen, um Verwundete zu bergen. Auf unserer Fahrt dahin kamen wir durch einen Wald, in dem das Artilleriefeuer geradezu verheerend gehaust hatte. In wirrem Durcheinander lagen die zersplitterten Baumstämme, als hätte ein rasender Windbruch hier gehaust. Beim Austritt aus dem Walde lag das Schlachtfeld vor uns. Der Mond schien hell, doch heller noch leuchtete die Feuerglut auf, die in riesigen Garben aus mehreren in Brand geschossenen Ortschaften emporloderte. Ein bei aller Schauerlichkeit doch erhaben wirkender Anblick. Grausig aber schrecklich war die Verwüstung in dem Orte M., der von dem Feinde besetzt gewesen war und unter deutschem Artilleriefeuer gestanden hatte. Es war nicht leicht, durch diese Trümmerstätte hindurchzukommen, und alle Augenblicke sahen unsere Wagen in einem Granatloch fest. Unser Weg führte jetzt über eine Anhöhe, die noch vor wenigen Stunden der Zielpunkt der feindlichen Artillerie gewesen war. Rechts und links vor uns, hinter den etwa 8 bis 10 Kilometer entfernt gelegenen Anhöhen war die Stellung der französischen Artillerie, und wir mußten befürchten, unser Feuer genommen zu werden, wenn sie uns hier bemerkte. War doch erst am Abend zuvor an dieser Stelle eine Kolonne der Feldküche mit mehreren Küchenwagen zusammengeschossen worden. Unglücklicherweise war auch in diesem Augenblick der Mond hinter dem schützenden Schleier hervor und beleuchtete all's mit seinem mildem Schein. Wir sahen in der Ferne ab und zu Schüsse aufblitzen, doch sie galten nicht uns, und ungefährdet gelangten wir über die kritische Anhöhe. In einem kleinen Gehölz konnten wir unsere Wagen in Deckung bringen. Von dort schwärmten unsere Krankenträger mit ihren Bahren aus und suchten teils in, teils hinter der Schützenlinie die Verwundeten auf, die während des Kampfes am Tage nicht in Sicherheit gebracht worden konnten.

Auf dem Schlachtfelde herrschte eine unheimliche Stille, nur ab und zu vernahm man einige Gewehrschüsse, die wohl von den Patrouillen herrührten. Ein verwundeter Feldwebel schleppte sich zu unserem Krankenwagen, er hatte einen Schuß ins Knie erhalten. Wir stärkten den Mann, der uns erzählte, daß seine Kompagnie durch ein Flankenfeuer der feindlichen Artillerie fast vollständig vernichtet worden sei. Heute habe es das Schrecklichste in dem ganzen Feldzug erlebt. In dem fürchterlichen Granatenregen sei die Verzweiflung seiner Leute auf das Höchste gestiegen. Die vielen Schwerverwundeten hätten zum Jammern gerichten, sie doch nicht im Stich zu lassen, da sie sonst verbluten müßten. Zum Glück habe gegen Abend dieses fürchterliche Feuer eingestellt, so daß man den Verwundeten die erste Hilfe habe zuteil werden lassen können. Von der ganzen Kompagnie seien nur der Kompagnieführer, ein Leutnant der Reserve, der Feldwebel selbst und 4 Mann bis geblieben. Bei dem Bemühen, einen Verwundeten in die Höhe zu bringen, habe er dann auch noch einen Schuß ins Knie erhalten. Mittlerweile brachten unsere Krankenträger auf den Tragbahren die Schwerverwundeten heran, die sorgfältig in dem Wagen gebettet wurden. Einer war durch einen Granatsplitter am Kopf schwer verwundet und fieberte bereits sehr stark. Einem anderen waren beide Beine unterhalb des Knie weggerissen. Die Verwundeten richteten immer die Frage an uns, ob wir denn nicht bald zum Verbandsplatz führen, doch mußten wir warten, bis der Wagen voll belegt war. Endlich wurde auch der letzte Verwundete herangebracht, dem der Arm abgeschossen war. Der Verwundete, dem beide Beine abgeschossen waren, war bei voller Besinnung. Er bat uns um eine Zigarre, die er auf dem Wege zum Verbandsplatze rauchte. Nachdem die Unterbringung der Verwundeten in dem Wagen erledigt war, ging es in langsamer Fahrt nach dem etwa 10 Kilometer zurückliegenden Hauptverbandsplatz. Wir hatten vier Schwerverwundete in dem Wagen, auf dem Bock und dem Fußbrett fünf und auf dem Verdeck zwei Leichtverwundete. Hinter dem Wagen einher schritt noch in stumpfsinniger Gelassenheit eine große Anzahl leichter Verwundeter. So manch einen trafen wir auch unterwegs, der sich unter Aufbietung seiner letzten Kräfte herangeschleppt hatte. Bei unserem Herannahen riefen sie schon von weitem: „Kameraden, nehmt mich doch mit, laßt mich doch hier nicht liegen. Ich liege ja schon seit heute morgen hier und keiner will mich mitnehmen." Ich ließ den Wagen noch mehrere Male halten, und bald war die Zahl der am Gehen verhinderten Verwundeten auf 16 gestiegen, die wir, so gut es eben ging, auf dem Wagen unterbrachten. Der Führer des Wagens hatte seine liebe Not, vorwärts zu kommen, und jedesmal, wenn die Pferde wieder anzogen, stöhnten die armen Verwundeten in ihren Schmerzen laut auf. Ich ging neben dem Wagen einher und suchte die Aermsten, die immer fragten, wie weit es denn noch zu dem Verbandsplatz sei und wann wir dort ankämen, nach Kräften zu beruhigen. Der eine der Schwerverwundeten phantasierte immer von seiner Heimat, von seiner Frau und von seinen Kindern, dann deklamierte er in seinem Fieberwahn den Choral: „Jesus meine Zuversicht". Doch bald wurde er wieder still. Ich hatte wenig Hoffnung, ihn noch lebend bis zum Verbandsplatz zu bringen. Bei der Ankunft war denn auch bereits verschieden und wurde bald darauf von uns zur letzten Ruhe in Feindesland eingebettet.

Die Schwerverletzten kamen zuerst in ärztliche Behandlung; inzwischen wurden die Leichtverletzten mit Nahrung und warmen Getränken gestärkt. Unser Wagen wurde dann schleunigst wieder zurückgemacht und nochmals ging es zu der traurigen Fahrt auf das Schlachtfeld, um neue Verwundete zu holen. Unterwegs begegneten uns auch unsere übrigen Krankenträgerkolonnen, Wagen für Wagen mit der schmerzlichen Last beladen. Wir gingen diesmal noch weiter nach vorn. Hier bot sich uns ein schauerlicher Anblick dar. Direkt an der Böschung der Fahrstraße lagen zu Hunderten die Leichen einer französischen Abteilung, die bei ihrem Vorgehen hier wohl Deckung gesucht hatte, und dabei direkt in unser Artilleriefeuer geraten war, wobei sie vollständig vernichtet wurde. Der eine saß noch wie lebend da, den Kopf auf der Deckung hervorneigend und das Gewehr zum Schuß bereit. Ein anderer war die Böschung dazabgestürzt, die Glieder in qualvollem Todesschmerz zusammengekrampft. Ein dritter wieder bildete nur noch eine formlose Fleischmasse, eine Granat hatte ihn völlig zerrissen. Doch fort von diesem Orte des Schreckens! Bei dem Suchen nach Verwundeten waren mehrere unserer Leute zu weit vorgegangen, sie wurden sofort wieder zurückgeholt, da sie sonst leicht dem Feinde unsere Stellung verraten hätten. Zu ihrem Leidwesen mußten sie in dieser gefährdeten Zone die Verwundeten liegen lassen, denen jetzt leider keine Hilfe gebracht werden konnte. An dieser gefährdeten Stellung lagen die feindlichen Schützengräben nämlich noch keine 200 Meter auseinander. Wir brachten unseren Krankenwagen auch zum zweiten Male voll beladen zum Verbandsplatz, wo unsere Aerzte inzwischen mit Aufbietung aller Kräfte gearbeitet hatten. Noch aber waren alle Verwundeten nicht verbunden, als auch schon der Befehl kam, unseren Verbandsplatz schleunigst zu räumen, da er vermutlich mit dem anbrechenden Tage von den Franzosen beschossen werden würde. Punkt 5 Uhr war denn auch alles zum Abrücken bereit, und wir konnten noch rechtzeitig unsere 350 Verwundeten aus dem Bereich des feindlichen Feuers bringen.

*

Unter welchen Gefahren und mit welcher Selbstverleugnung

unsere Aerzte im Felde

ihr schweres Amt ausüben, läßt folgender in der „Köln. Ztg." veröffentlichter Feldpostbrief erkennen:

. . . . Nun zu eigenen Erlebnissen! Weiß nicht, ob ich Ihnen schon mitteilte, daß wir aus dem alten, stets durch die Feuerlinie bedrohten, von uns zu guter Letzt aber immerhin behaglich umgemodelten Nest schließlich doch durch die feindliche Artillerie noch herausgeschmissen worden sind. Schon mehrere Nächte durch in nächster Nähe unserer Behausung krepierende Granaten beunruhigt, flogen wir nicht gerade in rosiger Stimmung von unserem Lager, als in einer Nacht schwerste Kaliber 2 Meter von unserer schwachen Hütte, vor und hinter ihr niedersausten und uns und unser armes Dach mit Schmutz und Steinen überschütteten. Eine eigenartige Stimmung, wenn man da so steht, den nächsten dumpfen Knall der feindlichen Batterie hört und sich sagen muß, die jetzt heranrauschende Granate kann im Augenblick die Hütte treffen, auf die der Feind so ausgezeichnet eingeschossen zu sein scheint! Wie soll ich die Stimmung beschreiben? Eine dumpfe Gleichgültigkeit seiner Umgebung und dem Begriff „hoben" überhaupt gegenüber, eine gewisse Ergebenheit, in der die Sorge um das eigene Ich schließlich gar nicht mehr Art der Verletzung als wegen der Jugendlichkeit des Patienten. Kommt da ein Bürschchen von 15½ Jahren im Pfadfinderkostüm, auf den Schultern stolz zwei richtige Achselstücke! Vorgeschichte! Als Metzgerlehrling lernte er einen Hauptmann, an dessen Famikre er täglich Fleisch zu liefern hatte, verehren; sieht am 1. Mobilmachungstage den Hauptmann an der Spitze seiner Kompagnie ins Feld ziehen. Der Bengel flugs hinterher; wird zurückgejagt, kommt wieder, wohl, bis der Hauptmann nicht anders konnte, als ihn seiner Bagage anzugliedern. Die Stimmung der Mannschaft war naturgemäß bald für den Ausreißer, der Hauptmann erwählte ihn zu seinem Leibtrabanten, und so machte denn der Bengel siegreiche Gefechte mit, mit einem Karabiner in der Hand, zur Seite seines Beschützers. Bei Löwen erkrankte er an typhöiden Erscheinungen; wird nach Hause, seinen Eltern zugeschickt und — sitzt nach etwa vier Wochen wieder in seiner Kompagnie. Am Tage vor seiner Einsiedlung in unser Lazarett belam der Junge den Auftrag, eine Artilleriestellung auszukundschaften, und er bringt die gewiß nicht leichte Aufgabe zuwege. Von einem französischen Posten angehalten, sagt dieser noch wie ein Kind aussehende und von jenem auch als solches bewertete Abenteurer: Bon jour, monsieur, und der Posten: Bon jour und — genauestens orientiert, kehrt er zu seiner Truppe zurück, soll zum Eisernen Kreuz eingegeben sein!

Ein Schwede über deutsche Lazarette.

Der schwedische Lazarettarzt August Hedlund hat in den letzten Monaten in mehreren deutschen Städten, Berlin, Köln, Aachen, Leipzig, sowie auf den Etappenstationen Kriegschirurgie studiert und berichtet im Stockholmer

Russische Sanitätskolonne auf der Flucht.

Aftonbladet" ausführlich über seine Eindrücke. Er schreibt u. a.:

. . . Die sogenannten Reserve-Lazarette waren in Museen, Schulen sowie in andern öffentlichen Gebäuden provisorisch eingerichtet, mit Dampfküche und Wirtschaftsräumen verschiedener Art. Operationssälen, Badezimmern, ja sogar mit Gesellschaftszimmern und Terrassen versehen; alle Behandlung war natürlich unentgeltlich; über dies aber erhielten die Verwundeten dort zahlreiche Geschenke, wie Bücher, Sendungen von Zeitungen und Essen, und eine Menge Liebesgaben. Die Ausstattung war überall als erstklassig zu bezeichnen. Die Verwundeten waren zufrieden, ja, manchmal sogar freudig gestimmt. Klagen hört man so gut wie gar nicht. Es gab überall viele freiwillige Krankenpflegerinnen, die eine Ausbildungszeit von drei Monaten hinter sich hatten. Frauen und Töchter aus den höhern Gesellschaftsschichten nahmen an der Zubereitung des Essens teil; überall herrschte nur eine Ansicht darüber, daß die Verwundeten feindlicher Nationen mit ebenso großer Sorgfalt und Liebe behandelt werden sollen wie die eigenen Soldaten. Ich kann aus eigener Wohrnehmung bestätigen, daß dieser Grundsatz überall befolgt wurde. In diesem Kriege kommen mehrere eigentümliche Schußwunden vor; beispielsweise sieht man oft Wunden, wo der Eingang des Schußkanals im obern Teil des Rückens ist und wo das Geschoß am Bein herausgegangen ist; diese Art der Wunden rührt davon her, daß der Verwundete, als er getroffen wurde, sich in liegender Stellung befunden hat; ich habe auch Wunden gesehen, wo das Geschoß an der Nase hinein- und am Nacken hinausgegangen ist; auch Schüsse quer durch den Hals kamen nicht selten vor. Die französischen Infanteriegeschosse, die mit einem Kupfermantel versehen und infolgedessen weicher sind, dringen sich häufig an der Spitze um, wenn sie unterwegs auf einen festen Gegenstand stoßen; sie drehen sich dann im weitern Lauf der Schußbahn und treffen alsdann mehr mit der Seite; die auf diese Weise bewirkten Schußwunden sind natürlich recht bösartig. Während der letzten Monate, in denen die deutschen Soldaten zum größten Teil in den Schützengräben gelegen haben, ohne Kleider wechseln zu können, waren die Wunden meistens bedeutend bösartiger als im Anfang, wo die Truppen sich auf dem Marsch durch Belgien befanden. Ein schleuniger Transport der Verwundeten nach solchen Lazaretten, wo wirklich eine sachgemäße Behandlung durchführen kann, ist natürlich eine der wichtigsten Aufgaben; aber die Verhältnisse bringen es natürlich mit sich, daß auch in einem Lande wie Deutschland, das so ausgezeichnete Eisenbahnverbindungen hat, diese Aufgabe immer schwieriger wird. . . . Man muß die großartige, vielbewußte und opferfreudige Vaterlandsliebe bewundern, die in diesen Zeiten die Arbeit und die unermüdliche Tätigkeit der deutschen Nation leitet. Alle Deutschen ohne Ausnahme sind von einer festen Hoffnung auf Fortschritte und endhältigen Sieg für Deutschland, den Germanismus und die deutsche Kultur erfüllt. Man hat hier die große Freude, einen aufopfernden vaterländischen Volkswillen zu sehen!

Die letzten Kriegserfahrungen des Roten Kreuzes.

Unter dieser Ueberschrift schreibt die Rote-Kreuz-Korrespondenz:

Die reichen Erfahrungen, die das Deutsche Rote Kreuz während seines 50 jährigen Bestehens auch außerhalb Deutschlands bei zehn großen Katastrophen, Kriegs- und Notständen gesammelt hat, kommen dem deutschen Volk jetzt zugute. Neben der Menschenliebe, die anderen in fremde Länder zu Hilfe entsandten aufopferungsvollen Kräfte ohne Unterschied der Nationalität einsetzten, bereicherten sie unser praktisches Wissen und bauten vor für die schwere Zeit, die unserm eigenen Land der Krieg nicht ersparen sollte. Bei dem gewaltigen Aufschwung, den Waffentechnik und überhaupt die Kunst der Kriegführung im Lauf weniger Jahrzehnte genommen hat, sind die in den letzten Kriegen erworbenen ärztlichen Erfahrungen die wertvollsten. Von diesem Gedanken geleitet, hat das Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz die Berichte aller deutschen Aerzte, die im Dienst des Roten Kreuzes während des italienisch-türkischen Feldzuges 1912 und des Balkankrieges 1912-13 tätig waren, gesammelt und als Jubiläumsausgabe zum 50 jährigen Bestehen des Roten Kreuzes unter dem Titel „Beiträge zur Kriegshilfkunde" in einem stattlichen Werk vereinigt (Verlag Julius Springer, Berlin). Schneller als vorauszusehen war, kann das umfangreiche Buch seinen Zweck erfüllen. Was hier aus der ärztlichen Kriegspraxis zusammengetragen ist, bildet einen Merkstein in der Behandlung und Pflege verwundeter und erkrankter Krieger und wird hoffentlich noch im gegenwärtigen Weltkrieg vielen Aerzten zum Wegweiser sein dürfen in ernsten, lebenswichtigen Fragen. Das Unheil des Weltkrieges wird durch nichts übertroffen, was bisher die Weltgeschichte schrieb, aber gerade die beiden letzten blutigen Kriege in Tripolis und auf dem Balkan haben dem Arzt gezeigt, welche Riesenaufgaben seiner Tätigkeit harren, wenn die „Welt in Waffen" aufeinanderprallt. Nicht weniger als 607 Abbildungen aus allen Gebieten, die mit dem kriegsärztlichen Beruf zusammenhängen, veranschaulichen die im Dienst des Deutschen Roten Kreuzes geleistete menschenfreundliche Arbeit, die der barmherzigen Menschenliebe auch das technische Können steigern soll, um dem Krieg wenigstens einen Teil seiner Schrecken zu nehmen. Für den Arzt, der seine Kenntnisse in der Kriegsheilkunde erweitern will, sind von besonderm Interesse die an der Hand von Abbildungen eingehend erörterten modernen Geschoßwirkungen und die erfolgreichen Fortschritte, welche die Kriegschirurgie in der Behandlung Schwerverwundeter erzielt hat. Man gewinnt hier den beruhigenden Eindruck, daß unsern deutschen Aerzten kein Opfer zu groß erscheint, um Glück und Frieden des heimatlichen Herdes zu arbeiten.

Die Mittel des Roten Kreuzes.

Beim Zentralkomitee vom Roten Kreuz sind, wie die Rote-Kreuz-Korrespondenz mitteilt, bis Mitte November im ganzen eingegangen 6 702 000 Mark. Davon sind ausgegeben bzw. ist verfügt über 5 463 000 Mark, so daß ein Bestand von 1 239 000 Mark bleibt. (Alles in runden Zahlen.) Die bisherigen Ausgaben bestanden in Zuwendungen an Zweigorganisationen und ähnliche Vereinigungen, Lazarette usw. 645 000 Mark, für Lazarette einrichtungen, Verbandmittel, Arzneien usw. 350 000 Mark, für Bekleidung und Ausrüstung des zum Kriegsdienst verwandten Personals sowie dessen Ausbildung und Unterricht 2 142 000 Mark, für Beschaffung und Beförderung von Wollsachen, Material und anderen Liebesgaben 880 000 Mark, für die Einrichtung und den Betrieb von Vereinslazarettzügen 658 000 Mark, für Angehörigenfürsorge 589 000 Mark, Aufwendungen des stellvertretenden Militärinspekteurs der freiwilligen Krankenpflege für Wohlfahrtsmaßnahmen 177 000 M., allgemeine Unkosten und Aufwendungen 54 000 Mark, zusammen 5 463 000 Mark. In Anbetracht der gewaltigen Aufforderungen, die in dieser schweren Zeit an das Zentralkomitee vom Roten Kreuz herantreten, sind weitere Spenden dringend erwünscht.

An größeren Spenden gingen beim Zentralkomitee vom 26. September bis zum 28. November ein: Landesversicherungsanstalt Schlesien, Breslau 50 000 Mark, Deutsche in St. Louis 6805,20 Mark, Deutsche in Kopenhagen 4494,57 Mark, Deutsche in Konstantinopel 5587,50 Mark, durch Delbrück, Schickler & Co.: Ungenannt 50 000 Mark, Deutsche Gesellschaft in Stockholm, Sammlung 9012 Mark, Kaiserlich deutsches Konsulat Sao Paulo 6250 Mark, Rotes Kreuz in Rio de Janeiro 90 000 Mark, Rotes Kreuz in Joinville (Brasilien) durch Konsul Seifer 8840 Mark, Deutsche in Hamburg 10 000 Mark, Preußischer Lehrerverein 20 000 Mark, Kreissparkasse des Kreises Karthaus (Westpreußen) 10 000 Mark, Deutsches Rotes Kreuz in Turin, zweite Rate 845,- Mark, Verein deutscher Lokomotivführer 120 000 Mark, Verband mittlerer Post- und Telegraphenbeamten 7000 Mark, Emilie v. Hertz, Sammlung deutscher Frauen in Genua 10 000 Mark, Sparkasse des Kreises Flatow (Westpreußen) 7854 M.,

Norddeutsche Wagenbau-Vereinigung, Charlottenburg 25 000 Mark, Bund deutscher Militäranwärter 5000 M., 25 Hsikomitee der amerikanischen Handelskammer Berlin, vierte Sammlung 2667 Mark, Vereinigte Deutsche Schraubenfabriken, G. m. b. H., Hagen i. W. 6000 M.

Verwundet in Feindeshand gefallen.

Gefangenenlager Clairvaux, 8. November.

Endlich nach neun langen, schweren Wochen ist es mir möglich, Ihnen wieder ein Lebenszeichen von mir zukommen zu lassen. Meine drei Postkarten, die ich Ihnen während der ersten fünf Wochen von der Kompagnie aus zusandte, haben Sie wohl erhalten. Meine Erlebnisse danach will ich nachfolgend kurz beschreiben:

Am 8. wurde ich, nachdem wir etwa 14 Tage vorher täglich größere und kleinere Gefechte hatten, in dem ersten Haupttreffen bei Sompuis verwundet. Nahe Sompuis befindet sich ein großer Artillerie-Exerzierplatz der Franzosen, welche Geschütze eingemauert und sich in großer Uebermacht zur Verteidigung eingerichtet hatten. Nachdem wir am 8. in aller Frühe ihre vorgeschobenen Posten zurückgeschlagen, trafen wir gegen Mittag auf die Hauptstellung des Feindes.

Der Teil der Kompagnie, bei dem ich mich befand, hatte gerade den schützenden Wald verlassen, als wir von dem etwa 500 Meter gegenüberliegenden Waldesrande ein furchtbares Gewehrfeuer erhielten. Wir gingen sofort in Stellung, die halbe Kompagnie mit mir vor dem Walde auf einen Abhang, die andere Hälfte an diesseitigen Waldesrande und nahmen sofort das Feuer gegen den gutversteckten, schwer sichtbaren Gegner auf. Schon nach kurzer Zeit hörte ich rechts und links lautes Wimmern meiner verwundeten Kameraden. Doch, nachdem ich etwa 15 Schuß abgegeben hatte, erhielt ich die für mich bestimmte Kugel. Ich hatte das Gewehr zum Laden abgesetzt und bot dadurch gerade ein kleineres Ziel, als ich, wie mit einem schweren Hammer, einen Schlag auf den Kopf erhielt. Ich sank zusammen, und es wurde mir schwarz vor Augen. Ich versuchte zu schreien, doch ich konnte keinen Ton von mir geben. Mein Herz arbeitete schwer, und ich konnte nur mühsam Atem holen. Ich sandte, wie ich glaubte, mein letztes Gebet zum Himmel und erwartete, da das Blut stark unter dem Tschako über das Gesicht floß, mit den Gedanken in der Heimat, mein Ende. Nachdem ich wieder richtig zur Besinnung gekommen war, regte sich in mir der Selbsterhaltungstrieb, und ich versuchte, meine Verwundung festzustellen. (Inzwischen war noch etwa eine halbe Stunde heftig auf unseren Abhang geschossen worden, obwohl schon sämtliche Kameraden tot waren; es ist ein Wunder, daß ich nicht einen zweiten, vielleicht besser sitzenden Schuß erhalten habe.) Ich versuchte mich zu bewegen, und da merkte ich, daß meine ganze linke Seite vollständig gelähmt war, das rechte Bein hatte auch einen Schlag erhalten, so daß ich nur meinen rechten Arm bewegen konnte. Trotz meiner großen Anstrengung war ich nicht imstande, meinen Tornister abzuschütteln und mich zu verbinden. Was noch lebte, war inzwischen zurückgegangen, daher konnte mir niemand helfen. Ich drückte, um die Gefahr der Verblutung zu verringern, den Tschako fest auf die Wunde. So mochte ich einige Stunden in heißer Mittagssonne gelegen haben, als mich ein noch baherkommender Schütze der 2. Kompagnie auffand und verband. Ich lieh mich dann von ihm auf den Rücken wälzen und mir mein Lager etwas angenehmer herrichten. Er ging darnach weiter zurück und verpflichtete Sanitäter herzuschicken. Es war eine große Stille eingetreten; die Geschütze hatten aufgehört zu donnern, und so hatte ich Muße, ungestört mit meinen Gedanken in der Heimat zu weilen. Die Nacht brach herein, und ich war, ehe ich mich versah, eingeschlafen. Ein neuer geldiger Tag brach an, und ich schaute verwundert rechts und links und sah wieder nur die Gestalten meiner gefallenen Kameraden. Von Sanitätern war noch nichts zu vernehmen. Der Hunger machte sich bemerkbar; doch ich war außerstande, meinen Tornister mit den Feldzwiebäcken zu erreichen. Meine Feldflasche hatte ich schon tags zuvor ihres wenigen Inhaltes beraubt. Inzwischen war es spät vormittag geworden, und es setzte rechts mir ein heftiges Gewehrfeuer ein. Auch trepierten in allernächster Nähe einige Granaten, die mich aber nicht erreichten. Nachmittags trat dann wieder völlige Ruhe ein.

Die zweite Nacht brach an, und sie war sehr kalt. Doch dafür war der dritte Tag wieder sehr warm. Vormittags blieb es ganz ruhig, die Deutschen schienen noch weit zurück zu sein. Es war der Nachmittag angebrochen und ich mochte etwas eingeschlafen sein —, als mich ein leises Stimmengewirr in die Augen aufschlagen ließ. Ich machte sie aber vor Schreck gleich wieder zu, denn um mich herum standen etwa 10 französische Infanteristen. Doch beruhigte ich mich bald, denn auf ihren mitleidigen Gesichtern las ich, daß sie nichts Böses im Schilde führten. Durch Zeichen machte ich ihnen verständlich, daß ich Hunger und Durst hatte, und sofort bekam ich genügend Brot und Wein mit Wasser verdünnt. Es waren echte Kameraden. Sie mußten weiter vor, und nachdem sie mir aus einem Helm und einigen Seitengewehren ein schützendes Dach gegen die Sonne hergerichtet hatten, verließen sie mich, mit der Versicherung, ihre Sanitäter von meiner Lage zu unterrichten.

Da gegen Abend das Schießen wieder einsetzte, konnten sie wahrscheinlich nicht vor, und so brach die vierte Nacht an. Gegen Morgen setzte ein starker Regen ein, der aber am nächsten Vormittag wieder aufhörte. Nachmittag wurde ich dann per Tragbahre abgeholt und war froh, aus meiner Lage und Umgebung die Toten sahen schon ganz schwarz im Gesicht aus) befreit zu sein. Ich wurde nach einem Verbandsplatz transportiert und frisch verbunden. Von da ging dann die Reise per Wagen und Bahn weiter bis nach Clairvaux, wo ich mit vielen, mit etwa 100 anderen Kameraden, am 16. September eintraf. Was ich alles durch meine Lähmung ausgestehen hatte, kann ich Ihnen nur mündlich erzählen. Ich war der reine lebende Leichnam. Ich ließ den Mut aber nicht sinken und konnte schon nach 14 Tagen die Finger der linken Hand etwas bewegen, dann den Arm, und später konnte ich auch das Bein wieder etwas anziehen. Jetzt, vor 14 Tagen, war ich imstande, wenn mich zwei Mann hielten, einige Schritte zu gehen, dann brauchte ich nur noch einen Stuhl, und jetzt vermag ich bereits am Stock zu gehen.

Eben habe ich wieder Briefe und Päckchen von zu Hause erhalten. Wie ist denn der Jahrmarkt ausgefallen? Der Geschäftsbetrieb hat sich wohl auch wieder eingerichtet. Wir bekommen hier früh 7 Uhr ein Glas Kaffee, mittags 11 Uhr Suppe, dann Gemüse mit Fleisch und ein Stück Brot und um 5 Uhr wieder Suppe, Gemüse und Brot. Die Behandlung ist gut. Wir haben hier deutschsprechende Aerzte. Sonst wüßte ich nichts Besonderes weiter. („Chemn. N. N.")

Verschiedene Typen der von unseren Truppen gefangenen Russen.

Einen Sturmangriff in den Argonnen

schildert Leutnant R. Martin in einem Feldpostbriefe an den Bürgermeister von Schraplau, der vom „Schraplauer Stadt- und Landboten" zur Veröffentlichung gebracht wird.

Es war in der Nacht vom 6. zum 7. November gegen Mitternacht, als mich eine Ordonnanz in meinem Unterstande aus dem so wie so schon recht kurzen Schlummer riß und Befehle brachte. Ich hatte mir gleich, daß da etwas Besonderes los sei; und so war es auch.

„Um 12½ Uhr mittags steht das Bataillon in Sturmgeschützstellung stürmbereit".

hieß es da lakonisch. „Was, wir sollen stürmen?" dachte ich im ersten Augenblick. „Das ist doch ein Ding der Unmöglichkeit!" — Wir lagen dem Feinde tiefeingegraben in einem Bogen gegenüber. 150 Meter war die nächste Entfernung, aber 600 Meter die weiteste. Der Weg mußte über offenes Gelände führen, der Feind lag verschanzt im Walde jenseits einer Chaussee und teilweise in einem kleinen Waldstück noch diesseits dieser Chaussee. Die Franzosen hatten also reichlich Gelegenheit, uns beim Sturme nach Herzenslust abzuknallen. Aber Befehl ist Befehl. Am nächsten Morgen wurde das Mittagessen zeitig bestellt und eifrig daran gearbeitet, Ausfallpforten anzulegen. So verging der Vormittag. Um 12 Uhr etwa begann unsere Artillerie zu schießen. Und wie sie schoß! Es war eine Pracht zu beobachten, wie die Geschosse in die feindlichen Stellungen einschlugen. Aber die Franzosen waren auch nicht faul. Ihre Artillerie nahm uns aufs Korn, und nun war's als ob die Hölle los sei. Das war ein Sausen und Zischen, ein Donnern und Krachen, daß einem Hören und Sehen verging. Unsere Leute frochen, zum Sturme fertig, in ihre Unterstände. Wir Offiziere standen und beobachteten und warteten auf den Sturmbefehl. Zwei Stunden dauerte der Artilleriekampf. Endlich gegen ½3 Uhr wurde es ruhiger. Wir glaubten schon, der Sturm sei verschoben. Da kam der Befehl: „Punkt 3 Uhr greifen wir den Feind ohne Schuß und Hurra an." Wieder traten wir an. Es wurde: ¾3, 10 Minuten vor 3, 5 Minuten und dann: In Gottes Namen los! Vorwärts! Raus aus den Gräben! Nun an den Feind! Wie der Blitz waren wir aus den Gräben! Sing! Sing! pfiffen die Franzosenkugeln um uns. Aber vorwärts ging's mit zusammengebissenen Lippen. Lautlos wie die Schatten stürmten wir über das Feld. Die Franzosen mußten von dieser ungewohnten Art des Angriffs ganz überrascht sein. Wir hatten kaum Verluste, da waren wir schon an den feindlichen Gräben. Dort eine kurze Atempause und dann: „Rin in die Bude! Es, was konnten da die Rothosen laufen! Und wir konnten unsere Landwehrlust herrlich schießen! Mancher Franzmann fiel da, durch den Rücken geschossen, ins Herbstlaub. Und dann brach ein Hurra los, wie ich's noch nicht gehört habe. Fürchterlich war wenig Zeit, sich auszuruhen. Erfahrungsgemäß machen die Franzosen immer einen Gegenangriff, und auf den galt's vorzubereiten. Da wurden die Schießscharten in den Franzosengräben nach der anderen Seite verlegt. Das Material hatte uns der Feind reichlich zurückgelassen. Brustwehren wurden gebaut, so gut es in der Eile ging. Gott sei Dank ließen uns die Franzosen Zeit. Wir hatten sogar Zeit, zu erfrohren, daß der Kaiser, der an diesem Tage ganz in unserer Nähe war, dem Regiment seinen Dank habe aussprechen lassen und ein dreifaches Hurra auf unsern obersten Kriegsherrn ausbringen. Dann aber ging's los. Die Kugeln flogen hageldicht um uns. Gott sei Dank, daß wir uns vorgesehen hatten. Nur ein Mann ist von uns bei diesem Gegenangriff gefallen. Unsere Leute schossen auch wie wild. Mit welchem Erfolge, weiß ich nicht. Ich habe keinen Franzosen gesehen; ist auch schwer in dem dichten Walde, wenn nicht unmöglich. Die französische Artillerie beschoß wie wahnsinnig unsere alten Schützengräben. Das konnten sie ruhig. Die Vögel waren ausgeflogen und lachten sich an den schönen Dingen, die ihnen der Feind in den eroberten Stellungen zurückgelassen hatten. Gegen 8 Uhr abends wurde uns zur Freude noch der Seekag an der Chilenischen Küste bekannt gegeben mit dem Befehl, für das ganze Armeekorps um 9 Uhr ein dreifaches Hurra auf unsere blauen Jungen auszubringen. Auch das haben wir gründlich besorgt. Können Sie sich denken, wie das schallt, wenn einige 40 000 deutsche Soldaten Hurra brüllen? Und das im Walde und in der sonst stillen Nacht? Und können Sie sich erklären, daß dabei den Franzosen himmelangst wurde? Wurde ihnen auch; denn sie fingen sofort an, blödsinnig zu schießen, worauf wir mit lautem Gelächter antworteten. So ein Krieg ist doch manchmal eine recht spaßige Sache, nicht wahr? Nach solchen Siegen ist's auch ein Spaß, im Kriege zu sein. Wir hatten mit wenig Toten und rund 100 Verwundeten einen schönen Sieg errungen. Zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre sieh der Feind in unsern Händen. Ruhe gab's freilich nicht, denn nun mußten die neuen Stellungen mit den alten durch Verbindungsgräben verbunden werden, Unterstände galt's zu schaffen, kurz, es gab Arbeit mehr wie vor dem Siege, tagelang, aber willig und gern von allen getragen, galt es doch, zu verbinden, daß der Feind sich wieder in Besitz der eroberten Stellung setzte. Versucht hat er's ja verschiedene Male, sogar mit Hilfe von Schwaden, aber gehalten haben ihm auch diesmals, was wir Deutschen einmal haben, das halten wir auch fest!

Kriegsallerlei.

König Albert an der belgischen Küste.

„Svenska Dagbladet" schreibt: Da, wo die letzten Wellen des Badeortes La Panne an die Dünen heranreichen, kann man jetzt öfters einen einsamen Mann an der Küste entlangwandern sehen. Von seinem hohen Käppi leuchten die Generalsabzeichen, aber über der Uniform trägt er einen einfachen Mantel ohne irgendwelche Gradabzeichen. Dies ist der König der Belgier, der hier täglich zu gleicher Zeit seine Promenade macht. In abgemessenen Schritten wandert er einher, als wenn er fortgesetzt über irgendetwas nachgrübelte. Mit zerstreuten Blicken schaut er über das Meer, aber es erscheint so, als wenn seine Augen in das Nichts sehen. König Albert ist jetzt seinen früheren Bildern nicht mehr ähnlich, alle Jugend ist von ihm geschwunden. Das belgischen Volkes furchtbare Tragödie hingelt sich in den Gesichtszügen des Königs wieder; aber auch seine Verzweiflung ist königlich, sein Schweigen gibt ihm Würde. Er bietet ein Bild von Stolz und stummer Sorge. Mit Riesenschritten geht er vor seiner anspruchslosen Villa auf und ab. Drinnen befindet sich die Königin, die kürzlich von ihren Krankenbesuchen wieder zurückkehrte, bleich und betrübt, aber doch mutig, folgt sie ihrem Manne überall hin. Nur einmal hat sie während des Krieges ihn allein gelassen, das war, als sie ihre Kinder nach London brachte. Aber nach zwei Tagen bereits hat sie den König telegraphisch zurückkehren zu dürfen. Sie hat sicher den größten Anteil an der Seelenstärke, die der König zeigt. An jedem Sonntag morgen um ½8 Uhr kann man das belgische Königspaar durch die Dünen nach der kleinen Kirche wandern sehen, um mit den wenigen Untertanen, die noch bei ihnen sind, die Morgenmesse zu hören. Der König besucht fast täglich die Schützengräben und setzt sich unbekümmert der Gefahr aus. Wenn der König seine tägliche Promenade macht, kann er die Grenzen seines jetzigen Reiches überblicken.

Pariser Kaspertheater.

Ein Mitarbeiter des „Matin" schildert seine Eindrücke beim Besuch des Pariser Kaspertheaters, des einzigen Theaters übrigens, in dem zurzeit in Paris gespielt wird. Man gibt dort ein Stück, das dem Zettel zufolge „patriotisch, moralisch, belehrend und erbebend" ist. Zuschauer sind Kinder mit ihren Erzieherinnen. Das Stück hat folgende „Handlung": Vor einem Haus steht Kasperl in französischer Landwehruniform, statt des Gewehrs schultert er seinen Prügel. Er soll das Haus bewachen. Danach ein bayerischer Ulan, der den Auftrag hat, die Uhren in dem Haus zu stehlen. (!) Kasperl versteckt sich, und wie der Ulan aus dem Haus herauskommt, die erbeute Uhr unter dem rechten und ein gewiffes Porzellangeschirr unter dem linken Arm, springt Kasperl auf ihn zu und verprügelt ihn windelweich. Dann setzt er sich die Pickelhaube des Ulanen auf den Kopf und wartet das Weitere ab. Es naht der Kronprinz, der Ausschau nach dem Ulanen hält. Ihm geht es eben so wie diesem. Nun gebraucht Kasperl eine Kriegslist. Er stellt sich hinter eine Wand und ruft „Papa, Papa", worauf sofort der Kaiser auftritt, der einen Federbusch auf dem Helm und eiserne Schnurrbartspitzen trägt. Er fuhrt furchtbar, da er sich im Osten eine Erkältung zugezogen hat, und nun macht sich Kasperl auch über ihn her, wobei die kindlichen Zuschauer schreien vor Vergnügen und stürmisch die Wiederholung dieser Szene verlangen. — Gönnen wir den Pariser Kindern das Vergnügen; auf dem Kasperltheater kriegen die Deutschen von den Franzosen Prügel — im großen Kriegstheater draußen ist's freilich gerade umgekehrt.

Pariser Straßenbild.

Ein reizendes Pariser Straßenbildchen finden wir im „Matin". Wir geben es wörtlich wieder: Mit der Kakhiuniform angetan, die breite graue Mütze auf dem Kopf, so nahm ein Engländer auf der Terrasse eines Cafés der Avenue de la Grande-Armée Platz. Frisch rasiert, mit roten Backen und lustiger Miene bestellte er einen Whisky. Eilfertig bringt der Kellner das Gewünschte und hat Gelegenheit, diesen Gang noch fünfmal zu tun, denn soviel Whiskis „genehmigt" nach und nach der Engländer. Endlich geht es ans Bezahlen. „Kellner, wieviel?" „Macht neun Francs, Mylord!" Der Gast traut seinen Ohren nicht und läßt sich die Summe nochmal nennen. Der Kellner bleibt bei den neun Francs. Da holt der Gentleman zu einem mächtigen Faustschlage aus, der zur Folge hat, daß Kellner, Gläser und Untertassen auf den Boden kullern, worauf auch noch der Stuhl dran glauben muß, den der Engländer mit solcher Wucht auf die Straße wirft, daß er tausend Stücke splittert. Schließlich kommt die Polizei und man führt den Kokhimann, einen gewissen Fred Walker, zur Wache, wo sich alles in Wohlgefallen auflöst. Der Engländer entschuldigt sich, zahlt seine Rechnung sowie alles, was er demoliert hatte und zieht sodann vergnügt seines Wegs, immer noch höchst erstaunt darüber, daß der Whisky in Paris so teuer sein sollte. — Aus sämtlichen Berichten auswärtiger Korrespondenten, die sich zurzeit in Paris befinden, geht hervor, daß sich die englischen Bundesbrüder dort in einer geradezu flegelhaften Weise benehmen. Die Pariser haben sich bisher dennoch alle diese Ungezogenheiten gefallen lassen. Wenn nun „Matin" es wagt, jetzt die obige Szene zu erzählen, so bemeist dies, daß selbst für die krecherischsten Englandsfreunde unter den Franzosen das Maß englischer Frechheit allmählich voll zum Ueberlaufen ist.

Vergeltung.

Gib, Herr, uns Deutschen Mut und Kraft,
Oh führe uns zu Sieg in Sieg!
Tief ist der Groll, der Helden schafft,
Tief ist das Leid durch diesen Krieg.
Straf' die, die diesen Weltenbrand,
Todbringend, haben angefacht;
— Mein blieb die deutsche Herrscherhand —
Auf Englands Küst' führ' deutsche Macht!
Frei will der Deutsche regen sich,
Ein einig Volk tritt dafür ein;
Ein deutsches Volk; es bittet dich,
Nur siegreich laß es fürder sein. —
Groß ist der Briten Haß und Neid;
Laß unsre Flotte kämpfen an.
Auf „Blaue Jungen!" Kampfbereit,
„Nur drauf" und zeigt, was Michel kann. —
Dann: „Deutschland in der Welt voran!" —

Berthold Unger.

Die Anfangsbuchstaben der Verse dieses Gedichtes ergeben das derzeitige Losungswort: Gott strafe England!

3.00 Mk. **Preiswerte Weihnachtsbücher** **3.00 Mk.**

„Für Vaterland und Ehre" Prachtband, 512 Seiten, in Ganzleinen eleg. geb. Die Geschichte des Krieges 1914 von Beginn an auf Grund amtlicher Berichte und solcher von Mitkämpfern zu Wasser und zu Lande, mit ca. 400 Illustrationen.

Das bedeutende Werk bietet nicht nur eine trockene Geschichte des Krieges. Die Tatsachen des Krieges, wie sie amtlich gemeldet wurden, sind von berufenen Mitarbeitern beleuchtet und in ihrer Bedeutung gewürdigt. Die einfachen und doch so erhabenen, die ruhigen und doch so patriotisch packenden Worte Kaiser Wilhelms und Kaiser Franz Josefs, die Reden aus der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August, die Erlasse der Fürsten, die vielen öffentlichen vaterländischen Kundgebungen haben in dem Werke Aufnahme gefunden, um in jedem Hause dauernd erhalten zu bleiben. Eine grosse Anzahl von Berichten von Kriegsteilnehmern, Feldpostbriefen, Marsch- und Kriegslieder gestalten den Inhalt hochinteressant und bedeutsam. Zahlreiche Illustrationen erläutern den Text.

„Bismarck"
das Jahrhundert der deutschen Einigung
192 Seiten im Format 34×21 cm, enthaltend:
das Leben des grossen Deutschen und seiner Umgebung, mit zirka 250 teils ganzseitigen Illustrationen nach berühmten Meistern und nach Originalphotographien, auf Kunstdruck gedruckt, in hochelegantem geprägten Einband.

Zum Ausnahmepreis von je Mk. 3.00 erhältlich in unseren Geschäftsstellen **Gr. Ulrichstrasse 16, Leipzigerstrasse 34, Burgstrasse 7** und in unseren auswärtigen Vertriebsstellen. Bestellungen nehmen auch alle Zeitungsträger entgegen.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191412205/fragment/page=0004